

Wildnis

Eine Erfahrung

Günther Schaller

Für den Begriff „Wildnis“ gibt es wie auch beim verwandten Begriff „Natur“ eine Vielzahl von Definitionen. Beide Begriffe sind offensichtlich so reich an Facetten, dass jedermann sein eigenes, für ihn gültiges Bild von Natur haben kann. Bei aller Vielfalt sind unsere Naturbilder geprägt durch Kulturlandschaften. Für die „wilde“ Natur dagegen fehlt den meisten von uns die persönliche Anschauung. Wildnis wird deshalb oft zu einer paradiesischen Gegenwelt verklärt oder als bedrohlich fremder Zustand abgelehnt. Das „Begreifen“ der Wildnis setzt allerdings voraus, dass wir hierbei behutsam vorgehen, sonst nehmen wir der Wildnis eine ihrer wichtigsten Eigenschaften: die Unberührtheit.

„Ganz sicher wird niemand am Ende des Artikels mein Bild von Natur und Wildnis übernehmen. Aber gerade im Vergleich wird das eigene Bild konkreter“, meint Dr. Günther Schaller, Agrarwissenschaftler und Radioökologe am Bundesamt für Strahlenschutz. Folgen wir dem Freund wilder Natur auf eine spannende Exkursion in die kanadische Arktis.



Schnee-Eule über einem Moorsee. Wollgras bildet im Spätsommer weiße Tupfer.

(Fotos: Schaller)

Die vom Menschen unbeeinflusste Natur, sagt man, gibt es nicht mehr auf dieser Welt. Ich wollte diese Behauptung prüfen. Also suchte ich auf der Weltkarte nach unerschlossenen Orten. Ein Pfad, der einem den Weg weist, eine Brücke, die das Durchwaten schäumender Flüsse erspart, ein Unterstand zum Schutz vor der Witterung, sie alle würden den Zugang zu wilden Landschaften zwar erleichtern, ihnen aber Unberührtheit nehmen. Die Fläche für eine unberührte Wildnis muss größer sein als der Randeffect, der von der Zivilisation ausgeht. Anzeiger solcher menschlicher Einflüsse sind Verbreitung und Verhalten von Tieren, die von wirtschaftlichem Interesse sind. Große Wildnislandschaften in Lappland sind zwar unbewohnt, trotzdem leben darin halbdomestizierte Rentiere und die Bestände der Wölfe sind wegen ihrer Vorliebe für Rentiere stark dezimiert. Wildnis suchte ich deshalb an einem noch abgelegeneren Ort: im Inne-



ren einer Insel in der kanadischen Arktis. Um es vorweg zu nehmen: Auch dort fand ich Spuren von Menschen, sogar von solchen, die selbst niemals dort waren. Aber ich will der Reihe nach von meinen Beobachtungen und Gedanken berichten.

Wildnis „erster Wahl“

In einem Land aus Fels, Sumpf und Wasser bringen Eis und Schnee Mobilität für die Menschen. Ich kam aber erst Mitte Juni in das ausgewählte Land, als die Tundra schon überwiegend schneefrei war. Nur mit dem Notwendigsten beladen, das immer noch einen Zentner wog, wanderte ich in eine weglose Stein- und Kälte-Halbwüste. Ich war völlig autark und beanspruchte vom Land nur einen Platz für mein Zelt sowie Wasser zum Trinken und Waschen. Auf „survival“-Techniken wie das Erbeuten von Vögeln mit einer kippenden Steinplatte oder das urige Feuermachen mit dem Holzbohrer

habe ich verzichtet, dafür Trockenfleisch und ein paar Feuerzeuge mitgenommen.

Am ersten Morgen in der Tundra ging ich zum Wasserholen ans Ufer eines Sees. Vier Kanadagänse flogen mit hellem Gackern vorüber, vielleicht ein langjähriges Paar mit ihren vorjährigen Kindern. Sie hatten nach einem weiten Flug voller Strapazen glücklich ihr Brutgebiet erreicht. Da krachten Gewehrsalven.

Am seichten Ufer verwesten nebeneinander zwei Karibus. Von den Kadavern löste sich die Wolle und bedeckte das offene Wasser mit weißen Flocken. Es ist sehr unwahrscheinlich, dass beide am gleichen Ort eines natürlichen Todes gestorben sind. Ein Karibu hinkte mit einem verkümmerten Vorderbein vorüber. Offensichtlich gab es hier keine Polarfüchse und Wölfe. Ich befand mich eindeutig in der Randzone der Zivilisation.

Die Inuit wollen die Jagd als altes Kulturgut bewahren. Offensichtlich jagen aber viele Inuit in Nunavut nicht nur zur Versor-

gung mit Fleisch. Bestätigt werden meine Beobachtungen durch Appelle an öffentlichen Gebäuden, man solle die Jagdbeute wenigstens an Hunde verfüttern.

50 Tage in der Wildnis

Quer zu meiner Route lag ein zerklüfteter Bergrücken. Hinter dieser Barriere dehnte sich scheinbar endlos ein unwegsames, unbewohntes Hügelland. Seine Formen waren nicht weich geglättet, sondern Rohlinge aus kantigem, vom Frost gesprengtem Fels.

In den folgenden Tagen fand allmählich der Austausch der Bilder in meinem Kopf statt: gelbe, ebene Flächen, unterschwellig als Stoppelfelder wahr genommen, erwiesen sich als Seggensümpfe. Spitze Zacken am Horizont waren keine Fichtenforste, sondern vom Frost geformte Felsgrate. Quadratische, weiße Flecken waren keine Häuser, sondern Altschneeflecken. Irres Lachen erwies



Der Weißstirnregenpfeifer beobachtete mich aufmerksam.

sich als Ruf der Eistaucher und mit hastigem Murren unterhielten sich nicht irgendwelche Bösewichte, sondern Eisenten. Schon tagelang hatte ich weder Menschen noch Spuren von ihnen gesehen. Trotzdem drang die Erkenntnis nur zögernd in mein Bewusstsein, dass nichts in dieser Landschaft Menschenwerk war, sondern alles Folgen natürlicher Prozesse wie Verwitterung, Erosion oder die Anpassungen von Lebensformen an die Gegebenheiten. Wir empfinden sie in unserer domestizierten Umwelt als Launen der Natur. Je nach Art und Ausmaß derartiger Widerspenstigkeiten gegen unser Belieben reagieren wir erstaunt, belustigt, verärgert. Denn wir Menschen wollen unsere Umwelt nach unserem Belieben gestalten, und die zunehmende Machbarkeit fördert die Beliebigkeit. Wo die individuellen Vorlieben normiert sind, wird Beliebigkeit zur austauschbaren Monotonie. Wildnis ist, wo die Beliebigkeit fehlt. So ist zum Beispiel ein Sandhaufen am Rand eines Baggerweihers beliebig, heute hingeschauft und morgen irgendwo im Fertigbeton verschwunden. Hier in der Wildnis lagerte vor über zehn Jahrtausenden ein unter dem Gletscher strömender Fluss Sand ab. Nach dem Schmelzen ist dieser langgezogene Esker bis heute nahezu unverändert erhalten geblieben. Unter der Lupe dieses Bewusstwerdens ist der eine Sandhügel belanglos wie grünes Flaschenglas, der andere einzigartig wie ein Smaragd.

Wildnis ist über die sachlich-nüchterne Erkenntnis hinaus eine tiefe, emotionale Erfahrung

In der braungrauen Tundra öffneten sich die ersten Knospen. Gelb blühte das Schneefingerkraut und purpurrot der Wechselblättrige Steinbrech. Ohrenlerchen und Spornammern stiegen zum kurzen Reviergesang auf. Wanderfalken versetzten Alpenschneehühner in laute Aufregung. Wenn ich mich zur Rast auf einem Zwergstrauchteppich ausstreckte, flogen Kolkraben herbei und riefen aufgeregt „Gluck“. Da ich nicht verzehrfertig war, zogen sie mit einem enttäuschten „Glock“ weiter. Im höher gelegenen Landesinneren lag noch viel Schnee, vor allem an den Nordwesthängen. Nach jedem Durchwaten brausender Bäche betrat ich mehr und mehr Niemandsland. Es ist unvorstellbar, dass sich Menschen hier jemals niederlassen werden.

Nach zwei Wochen schlug ich mein Lager in einem weiten, mit gelbem Altgras bedeckten Tal auf. Dieses Becken war vom Eiszeitgletscher ausgeschoben und nacheiszeitlich mit groben Sanden und Schotter eingeebnet worden. Durch die Schotterebene mäandrierten Bäche, die sich zu einer Seenkette ausweiteten. Die vielfältigen Landschaftseinheiten wirkten auf mich wie eine Oase inmitten der kahlen Berge ringsum.

Mein Zelt stand auf einer mit grauen Flechten bewachsenen Sandbank an ei-

nem Seeufer. Zu spät hatte ich bemerkt, dass ich mich fünf Meter neben der Nestmulde eines Weißstirnregenpfeifers niedergelassen hatte. Das aufgeregte Pärchen beruhigte sich und brütete weiter. Meine Anwesenheit hatte durchaus Vorteile für die beiden, denn, wie ich an den Spuren im Sand erkannte, machten Polarfüchse vor meinem Zelt kehrt. Ich fütterte die Regenpfeifer mit gekochtem Reis, worauf sie noch weniger Scheu vor mir hatten. Man könnte enttäuscht sein, wie schnell ein Wildtier „verhauschweint“ oder glauben, in dem Regenpfeifer einen Freund gefunden zu haben (wie der Schriftsteller und Ornithologe Bengt Berg). Besser aber, man schätzt seine eigene Bedeutung richtig ein und akzeptiert, dass der Vogel frisst, was er kriegt. Er kriegt nicht viel, denn ich hatte weniger Nahrung als er.

Während der nächsten Wochen streifte ich über die Tundra, manchmal nur auf den nächsten Hügel, von dem aus ich Schneehasen und Karibus mit ihren Kälbern beobachtete. Auf der längsten Wanderung folgte ich einem Fluss, der irgendwo am Fuß eines Gletschers beginnt und irgendwo in einem fast ganzjährig vereisten Archipel endet. Mehr als Hundert Kilometer wanderte ich meerwärts, auf ebenen Uferterrassen oder auf den Hügeln und Hochebenen oberhalb des tief eingeschnittenen Flusses. Mit jedem Tag und jedem Höhenmeter talwärts wurde es sommerlicher. Die Temperatur stieg

auf 10 °C an, der „Hitzerekord“ lag für wenige Stunden bei 18 °C.

In einer stürmischen Julinacht – im Hochtal hatte es geschneit – wie einmal pro Woche üblich: Aus der Schneedecke ragten die Polster der Arktischen Heide (*Cassiope tetragona*) hervor. In ihren Glockenblüten hatten sich Insekten verkrochen und warteten klamm auf die Sonne. Schneeammern pickten sie heraus. Hatten sie nach spätestens zehn Minuten die Schnäbel borstig voll Futter, huschten sie in die Geröllhalden zu ihren tief versteckten Kugelnestern. Die Nestmulde des Regenpfeifers war leer – das Pärchen war zur sechsköpfigen Familie herangewachsen. In der Nachbarschaft behütete ein Weibchen des Weißbüzelstrandläufers ihre drei Jungen. Trotz widrigster Witterung und so ganz ohne Artenhilfsprogramm vermehrten sich auch die anderen Tundravögel erfolgreich. Aus einem offenen Nest der Spornammer inmitten eines Hangmooses waren fünf Junge ausgeflogen. Amerikanische Wiesenspieper und Ohrenlerchen fütterten ihre Jungen. Bei Sonnenschein flogen mehr Schmetterlinge als vergleichsweise Kohlweißlinge in unserer deutschen Feldflur. In den dämmerigen Nächten riefen Stern- und Eistaucher. Niemand kann sich der Wirkung dieser Rufe, einem herzerreißenden, tief sehnsüchtigem Klagen, entziehen.

Meist aber ereignete sich über Stunden überhaupt nichts, schon gar nicht die blutigen Tierdramen, die wir aus den selektiven Zeiträuferszenen der Naturfilme kennen. Ich passte mich dieser Ereignislosigkeit an und beschäftigte mich mit weniger Spektakulärem, zum Beispiel mit der Frage, warum die Mehrzahl der arktischen Blüten glockenförmig ist – sicherlich nicht, um unser Herz zu rühren. Vorstellbar ist, dass diese Blütenform wie ein Gewächshäuschen wirkt, in dem die Fruchtknoten schneller reifen. Ob diese Theorie stimmt, sollte vorsichtshalber an Messungen überprüft werden, gerade weil sie so plausibel wirkt. Es wäre zudem zu klären, warum uns die kugelige Glockenform anspricht. Oder ich versuchte herauszufinden, welche spezifischen Eigenschaften das Brutgewässer eines Sterntauchers hat. Dieses Wissen ist ziemlich unnütz. Ich konnte lediglich vorhersagen, wo Sterntaucher brüten könnten – und bei jedem Treffer freute ich mich.

Wildnis wäre ohne den Fleischfresser an der Spitze der Nahrungskette nicht vollständig. Im Landesinneren ist dieser „Prädator“ nicht der Eisbär, sondern der Wolf. Ich fand zwei tote Tiere, ein erwachsenes und ein junges. Wie immer sie gestorben sind – ihr Fleisch war von den Knochen abgefault und nicht abgerissen. Offensichtlich fressen Wölfe kein Fleisch des eigenen Rudels. Die Karibu-Kadaver waren dagegen vollständig abgenagt. Auch der Panseninhalt war fast immer säuberlich aufgefressen. In den feuchten Sanden der Flussufer fand ich regelmäßig Spuren von Wölfen, einige sogar nur wenige zehn Meter von meinem Zelt ent-

fernt. Nur einmal entdeckte ich ihn selbst – Amarak, den weißen, arktischen Wolf. Er musste mich über einige Hundert Meter hinter einem Steinwall begleitet haben. Als er sich entdeckt fühlte, flüchtete er. Eine Viertel Stunde später zeichnete er sich auf einem Bergrücken kurz gegen den Himmel ab. Es wäre für ihn ein Leichtes gewesen, mich Unbewaffneten aufzufressen, vor allem im Schlaf. Aber das tun nur die Wölfe bei Jack London.

Nach 50 Tagen hatten viele Zugvögel das Land schon wieder verlassen. Die weißen Blüten, mit denen das Arktische Heidekraut die Tundren übersät hatte, waren bräunlich verwelkt. Wasser im rauschenden Überfluss war nun trübbraune Mangelware. Die Lachsbrut in den Tümpeln der Hochflächen war bis zur nächsten Schneeschmelze von den Flüssen abgeschnitten – auch von hungrigen Artgenossen. Ich verwischte meine Spuren im Ufersand, legte die Steine, mit denen ich das Zelt gegen Sturm gesichert hatte, an ihren Platz zurück und verließ das Tal. Nach insgesamt sieben Wochen tauchte ich wieder in der Zivilisation auf, von Wind und Wetter etwas zerzaust.

Menschenwerke in der Wildnis

Auf meinen Wanderungen über mehrere Hundert Kilometer fand ich nur zwei „Bauwerke“ aus Menschenhand: ein flechtenbewachsenes Steinmännchen und ringförmig angeordnete Steine, wohl um ein Zelt zu sichern. Alle anderen Spuren der Zivilisation hätten in eine kleine Mülltüte gepasst. Somit wäre das Land praktisch unberührt. Der Einfluss des Menschen könnte sich aber am Verhalten der Vögel zeigen. Die allgegenwärtigen Kolkrahen waren wachsam, aber nicht scheu. Die Inuit nennen sie lautmalerisch *tuluga* wegen der glucksenden Laute in ihrem großen Wortschatz. Ein Warnruf klang zum Beispiel wie Guglhupf und ich hatte spontan die Vision von duftendem Kaffee und Kuchen. Die europäischen Kolkrahen sind vergleichsweise wortkarg. Im Gegensatz zu den arktischen Schwe-

stern werden sie intensiv verfolgt, weshalb ihnen wohl die Worte im Schnabel stecken. Bei dieser Art war wie auch bei den zutraulichen Limikolen kein menschlicher Einfluss festzustellen.

Kanadagänse brüteten entgegen ornithologischer Verbreitungskarten auch im hohen Norden. Sie verbeißen Zwergsträucher und fördern damit ihre Nahrungspflanzen, die schnellwüchsigen Gräser. Auf Sandböden reißen sie jedoch ganze Pflanzen samt Speicherorganen aus und erzeugen Wüsten für die nächsten Jahrhunderte. Die jüngsten Einwanderungen in die Subarktis und Arktis fallen mit einer ungeahnten Vermehrung der einst im Bestand bedrohten Art zusammen. Ursachen für diese Wende liegen in der Zunahme gemähter Rasenflächen, auf denen die Gänse in ihren Winterquartieren bevorzugt weiden und in der massiven Hege durch US-amerikanische Jäger. Als Lohn für ihre Hege schießen die Jäger die Gänse, nennen den Abschuss „harvesting“. Wegen der Verfolgungen sind die Gänse auch in der abgelegensten Tundra außerordentlich menschen-scheu. Ich erlebte immer wieder Kanadagänse, die panisch vor mir flohen, auch wenn ich weit entfernt war. Diese Angst übertrug sich auf die im Stich gelassenen Jungen, die selbst noch nie einen Menschen gesehen haben. Panik trieb sie in einen grau schäumenden Gletscherfluss, in dem sie um ihr Leben schwammen. Ein anderes Mal beobachtete ich einen Wanderfalken beim Angriff auf eine Gänsefamilie. Bei den reißenden Attacken stellten sich die Eltern mit weit aufgespannten Flügeln schützend vor ihre Küken. Um wie viel gefährlicher muss ich den Gänsen erschienen sein. Wer das Wehklagen von Gänzen beim Tod eines Familienmitglieds erlebt hat, mag die Jagd nicht mehr als „recreation hunting“ akzeptieren.

Das versteckte Leben der Wölfe sowie das Verhalten der Gänse zeigen, dass sich der Einfluss des Menschen bis in diesen allerletzten Winkel der Wildnis auswirkt. So gesehen gibt es also auch hier keine „reine Natur“. Aber ist es nicht



Das gelbe Schneefingerkraut (*Potentilla nivea*) wächst in der gesamten Arktis und in den Alpen, der Wechselblättrige Steinbrech (*Saxifraga oppositifolia*) auch in der Antarktis.

natürlich, dass Vögel ihr Areal ausbreiten, wenn ihre Lebensbedingungen besser werden? Und ihre panische Angst vor den Menschen ist kein guter Beweis, denn dieser Einfluss existiert nur dann, wenn man untersucht, ob es diesen Einfluss gibt. Kurz: Wäre ich nicht dort gewesen, hätten die Gänse keine Angst vor mir gehabt. Die Behauptung, die „reine Natur“ gäbe es auf der Welt nicht, kann ich weder definitiv widerlegen noch bestätigen. Mittlerweile frage ich mich, wozu es darauf überhaupt eine Antwort geben muss. Viel interessanter ist die Frage nach dem Geschehen in einem Land, in das wir nicht direkt eingreifen, weder bebauen und bewahren.

Wildnis und Biodiversität

In der Tundra verlaufen die meisten Prozesse wie Verwitterung, Bodenentwicklung und Artenbildung unmerklich langsam. Langsam wachsende Pflanzen werden zum Ausgleich sehr alt. Unsere Vorstellung von Zeit, die wir an unserer eigenen Lebensdauer messen, verführt uns, die scheinbar unveränderliche Tundra im „ökologischen Gleichgewicht“ zu sehen. Wir befürchten eine Störung dieses friedlichen Bildes, wenn sich das Klima ändert. Ändern wird sich sicherlich die Dynamik vieler Prozesse. Ein weiteres

Merkmal der Tundra besteht darin, dass ihre Pflanzen weniger als in warmen Zonen um Lebensräume konkurrieren. Jede Pflanze ist auf ihren Standort spezialisiert. Wenn sie sich Lebensräume teilen, profitieren alle davon, beispielsweise durch den Schutz vor Wind. Ich fand heraus, dass Arten je nach Häufigkeit ihres Lebensraumes mit großer Stetigkeit verbreitet waren. Eine Einstufung nach Seltenheit oder Gefährdungsgrad, mit der wir Arten ihren Wert zuteilen, ist in der Wildnis gegenstandslos.

Das Wesen der Wildnis schlechthin ist, dass alle Lebensformen die für sie geeigneten Lebensräume einnehmen. In dieser scheinbaren Banalität unterscheidet sich Wildnis aber grundsätzlich von der Kulturlandschaft, in welcher der Mensch den Arten ihren Platz zuweist.

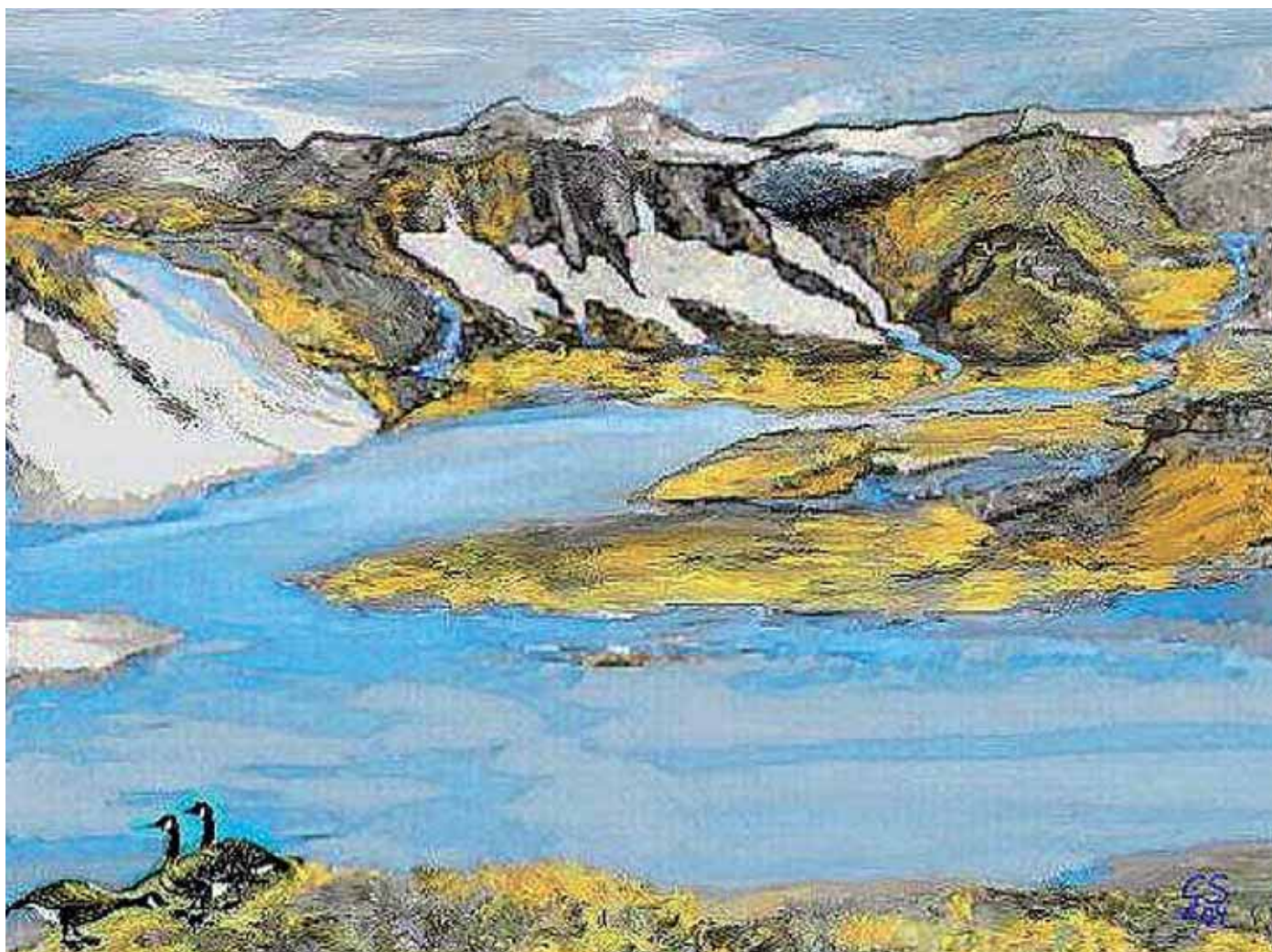
Das Tal, in dem mein Zelt einen kurzen Sommer lang stand, war unvergleichlich arten- und individuenärmer als naturnahe Offenlandschaften bei uns. Zur Charakterisierung einer Wildnis taugt also der Maßstab „Biodiversität“ nicht. Dieser Indikator ist eher geeignet, um unsere Effizienz im Management von Lebensräumen zu prüfen. Biodiversität gilt zudem als Argument zum Erhalt tropischer Urwälder. Hierbei sehen wir meist die Arten als mögliche Träger wertvoller Inhaltsstoffe. Unser Bild der Wildnis hängt aber

schief, wenn wir ihre Arten nach dem Nutzen bewerten.

Wildnis auch bei uns

Seit meiner Rückkehr stapfe ich hin und wieder über ein Hochmoor und frische meine Bilder der Wildnis auf. Aus dem Torfmoos steigt ein einzigartiger Geruch auf und weckt Erinnerungen an die arktische Wildnis. Wie jene ist auch dieses Moor unnützlich, unzugänglich, ungepflegt, artenarm – ein Fleckchen Wildnis in unserer Hochleistungs-Landschaft. Vielleicht musste ich erst eine Wildnis „erster Wahl“ erleben, um zu erkennen, dass Wildnis keiner endlos weiten, dramatischen Landschaftskulissen bedarf und keiner wilden Tiere, die uns Menschen fressen. Wir könnten auch in unserem Kulturland Wildnis zulassen – sicherlich im Konflikt mit Anrainern, aber auch mit unserem Artenvielfalts-Denken. Die neuen Wildnisse vor unserer Haustüre wären nicht so großartig wie Tundren und nicht so spektakulär wie tropische Urwälder, aber immerhin. Wir könnten Anpassungen des Lebens an die veränderlichen Bedingungen beobachten und uns, wenn wir wollen, darüber freuen.

Wildnis ist für mich zur rationalen und emotionalen Erfahrung von Unberührtheit inmitten des Beliebens geworden. ■



„Frühsommer im Bergland. Kanadagänse suchen nach einem Brutplatz.“ (Digitales Aquarell des Verfassers)